Editorial

Jan A. Fuhse · Gesa Lindemann · Henri Band

Sozialbeziehungen und Beziehungskonstellationen (Netzwerke) werden gegenwärtig in der soziologischen Theorie eine größere Bedeutung beigemessen als früher: Neben der Systemtheorie Luhmann'scher Prägung und verschiedenen Varianten der Handlungstheorie treten relationale und relationistische Ansätze in den Vordergrund. Das vorliegende Heft beginnt mit vier Schwerpunktbeiträgen, die dieses Feld ausloten und sich mit dem Verhältnis zwischen Akteuren, Identitäten und Relationen beschäftigen.¹

Hintergrund ist zum einen das große Interesse an der Netzwerkforschung. Diese führt soziale Zusammenhänge wesentlich auf die (zumindest in Teilen mit formalen Analysen rekonstruierbaren) Konstellationen von Sozialbeziehungen zwischen Akteuren zurück. Als besondere Spielart der Netzwerkforschung betont die relationale Soziologie um Harrison C. White den Zusammenhang zwischen Netzwerkstruktur und kulturellen Formen. Diese Strömungen werden hier als „relationale“ Ansätze zusammengefasst.

Zum anderen fokussieren neuere Ansätze auf die Frage, wie und unter welchen Bedingungen Dinge, Artefakte oder soziale Personen in sozialen Kontexten als Aktanten bzw. als Akteure integriert bzw. anerkannt werden. Dazu gehören zum einen die auf die Arbeiten von Michel Callon und Bruno Latour zurückgehende Akteur-Netzwerk-Theorie sowie die an die Mitwelttheorie von Helmuth Plessner anschließenden Arbeiten zu den Grenzen des Sozialen. Da hier Sozialbeziehungen und Beziehungskonstellationen als den

1 Die Beiträge zur relationalen bzw. relationistischen Soziologie gehen auf den Workshop „Akteure, Identitäten, Relationen“ zurück, der vom Forschungsverbund „Welfare Societies“ veranstaltet wurde und am 26. und 27.9.2011 am Hanse-Wissenschaftskolleg in Delmenhorst stattgefunden hat. Die Autorinnen und Autoren danken dem HWK und dem Forschungsverbund „Welfare Societies“ für ihre Unterstützung.

Akteuren vorgeordnet behandelt werden, können wir von „relationistischen“ Ansätzen sprechen.

Ist nun mit den relationalen und relationistischen Ansätzen eine dritte grundlagentheoretische Position in den Sozialwissenschaften neben der Handlungstheorie und der Systemtheorie markiert? Führt die Orientierung an Beziehungen und Beziehungskonstellationen zu einer neuen Soziologie – oder zumindest zu einer neuen Möglichkeit ihrer theoretischen Fundierung? Inwieweit sich relationale und relationistische Ansätze überhaupt zu einer Position zusammenfassen lassen, lässt sich gut verstehen, wenn man das Verhältnis zwischen den drei Grundbegriffen „Akteure“, „Identitäten“ und „Relationen“ in den Blick nimmt.

1. *Relationen* gelten seit Georg Simmel als die Grundbausteine sozialer Strukturen. Simmel versteht diese „Formen“ der Wechselwirkung als zwischenmenschliche Konstellationen, aus denen sich bestimmte Struktureigenschaften ableiten lassen. Leopold von Wiese hob hervor, dass Relationen keine statischen Strukturen sind, sondern immer dynamisch zu denken seien. Die für große Teile der Soziologie prägende relationale Denkweise findet sich schließlich bei Max Weber, der soziale Beziehungen als aufeinander bezogene subjektive Handlungsorientierungen von Akteuren sieht und soziale Gebilde wie z.B. den Staat an die Chance koppelt, dass tatsächlich ein entsprechendes wechselseitig eingestelltes Handeln vorliegt.

Eine solche handlungstheoretische Sicht dominiert nicht nur in der neueren Rational-Choice-Theorie und in der Mechanismen-Diskussion, sondern auch in großen Teilen der Netzwerkforschung. Dabei wird verdeckt, dass die Netzwerkforschung methodologisch Relationen als entscheidend sieht und den Motivationen und Attributen von Akteuren eher eine nachgeordnete Bedeutung beimisst. Entsprechend formulieren einige neuere netzwerktheoretische Beiträge, dass Relationen als theoretischer Ausgangspunkt zu wählen sind und eher auf interpersonale „Transaktionen“ denn auf individuelle Handlungen zurückgehen. Relationen werden als narrativ strukturiert gedacht, also als Sinnstrukturen, die sich im Fortlauf von Transaktionen bilden, stabilisieren und verändern. Die genauen Modalitäten einer solchen Theorieoption bleiben aber recht unklar. Prinzipiell könnten dafür etwa der Interaktionsbegriff von George H. Mead, Herbert Blumer und Erving Goffman oder der Kommunikationsbegriff Niklas Luhmanns herangezogen werden, woraus sich aber unterschiedliche Implikationen für das Verhältnis zwischen Relationen und beteiligten Akteuren und Identitäten ergeben.

Ein anderer Ansatzpunkt findet sich in der Akteur-Netzwerk-Theorie, wo Relationen als „Assoziationen“ konzipiert werden. Dies ähnelt dem Wechselwirkungsbegriff Simmels, geht aber in zwei Hinsichten darüber hinaus: Erstens können auch nicht-menschliche, insbesondere materielle oder biologische Objekte als „Aktanten“ in Wechselwirkung mit menschlichen Wesen treten. Zweitens unterlaufen diese Aktanten dabei „Translationsprozesse“, d.h. sie verändern sich durch und in der Relation. Dabei bleibt aber offen, welcher Art diese Assoziationen sind – die Wirkung eines Türschlüssels auf einen Hotelgast wird eher interpretativ vermittelt ausfallen, die eines Hotelgastes auf den Türschlüssel eher nicht.

Hier rächt sich die Ungenauigkeit des Relationen-Begriffs: Im Englischen lassen sich „relations“ (Verhältnisse) von „relationships“ (Sozialbeziehungen) unterscheiden. Sozialbeziehungen bestehen aus sinnhaften Erwartungen hinsichtlich des Verhaltens von

Akteuren zueinander. Der Systemtheorie folgend lösen Sozialbeziehungen als Erwartungsstrukturen das Grundproblem der allgemeinen Unsicherheit von Kommunikation, das Parsons und Luhmann mit dem Begriff der „doppelten Kontingenz“ kennzeichnen. Allerdings ist der Stellenwert des Beziehungsbegriffs in der Systemtheorie umstritten – teilweise werden Sozialbeziehungen als eigener Typ sozialer Systeme vorgeschlagen, teilweise werden sie als der primären Differenzierung der Gesellschaft in Funktionssysteme nachgeordnet gesehen. Dabei gilt es als fraglich, ob dyadische Konstellationen wie die doppelt kontingente Alter-Ego-Konstellatation ausreicht, um die Bildung und Generalisierung von Erwartungsstrukturen zu erfassen, oder ob hierfür nicht eine triadische Konstellation zwischen Ego – Alter – Tertius erforderlich ist. Dies trifft sich mit Überlegungen von White, demzufolge sich Netzwerke nicht in Situationen „doppelter“, sondern „multipler Kontingenz“ bilden. Inwiefern dann Sozialbeziehungen dyadisch, triadisch oder multipel gedacht werden müssen, bleibt hier eine offene Frage.

2. Der theoretische Stellenwert von *Akteuren* hängt mit der Grundkonzeption des Relationenbegriffs zusammen. Geht man von einer handlungstheoretischen Perspektive wie derjenigen Webers aus, sind Akteure die irreduziblen Entscheidungsinstanzen, die die Bildung, Stabilisierung und Veränderung von Sozialbeziehungen bestimmen. Zugleich sind Akteure in ihren Handlungsoportunitäten und den Bewertungen von Handlungsalternativen wesentlich durch ihre Position in Netzwerken geprägt. Aus dieser Sicht sind Netzwerke immer auf subjektive Handlungsdispositionen, insbesondere auf Andere bezogene Erwartungen und Erwartungserwartungen zurückzuführen.

Ganz anders sieht es in Ansätzen aus, die die Relationen zwischen Akteuren oder die in Netzwerken ablaufenden Prozesse zum Ausgangspunkt machen. In der Akteur-Netzwerk-Theorie etwa erscheinen „Aktanten“ als veränderliche Einheiten, die immer schon in Relationen eingebettet sind, also als Teile von Relationen zu denken sind. Wie in der Handlungstheorie werden die Akteure durch das Netzwerk bestimmt. Aber Netzwerke sind nicht auf die Eigenschaften und Dispositionen von Akteuren zurückführbar. Zudem können ja auch nicht-menschliche Einheiten als Aktanten der Akteur-Netzwerk-Theorie fungieren. Hier entscheidet das Netzwerk darüber, welche Akteure und Objekte relevant werden und welche Bedeutung ihnen im Netzwerk zukommt.

Ähnlich disponiert in dieser Hinsicht der auf Plessner zurückgehende relationistische Ansatz. Auch hier bestimmen die Kommunikationsprozesse in (triadischen) sozialen Konstellationen über den Akteursstatus der Beteiligten. Wie im Neo-Institutionalismus beruht diese Zuweisung auf historisch wandelbaren Modellen dafür, welche Entitäten als Akteure fungieren können. So konnten noch im Spätmittelalter neben Menschen auch Tiere für Verbrechen verurteilt werden. Heute werden vor allem formale Organisationen (und auch Staaten) als wirkmächtige Akteure behandelt.

In der Luhmann'schen Systemtheorie erscheinen Akteure als sozial konstruierte, aber folgenreiche Zurechnungsfolien; soziale Strukturen entstehen aus selbstreferenziellen Kommunikationsprozessen. Diese beobachten sich selbst aber unablässig als Mitteilungshandeln von Akteuren. Die Zurechnungsfolie eines Akteurs entsteht dabei, indem kommunikative Ereignisse auf mitteilende Einheiten zugerechnet und dahinter interne Handlungsdispositionen dieser Einheiten vermutet werden. Auf diese Weise können auch nicht-personale Einheiten als Akteure mit spezifischen Motivationen und Kapazitäten

behandelt werden. Hierin treffen sich die systemtheoretischen Überlegungen mit denen aus der Netzwerktheorie zum Identitätsbegriff etwa von Charles Tilly.

3. *Identitäten* sind in dieser Sichtweise nicht grundlegend verschieden von Akteuren konzipiert. Auch bei White und anderen Autoren werden Identitäten im Netzwerk als handelnde Einheiten beobachtet und im Verhältnis zueinander narrativ in Erzählungen relationiert. Wie genau die Konstruktion von Identitäten erfolgt und welche Bedingungen dabei erfüllt werden müssen, bleibt aber unklar. Während der Identitätsbegriff die sinnhafte Konstruktion betont, wirkt der Akteursbegriff zunächst unschärfer. Schließlich markiert er in der handlungstheoretischen Tradition selbst-evidente Einheiten. Dagegen verweisen die relationistischen und kommunikationstheoretischen Ansätze auf die Konstruktion von Akteuren als innengetriebene und adressable Instanzen des Sozialen. In dieser Hinsicht setzt der Akteursbegriff präziser an als der der Identität, weil er die Modalitäten seiner Anwendung in den Blick rückt.

Die Beiträge von Gesa Lindemann, Rainer Schützeichel, Jan A. Fuhse und Jens Greve nähern sich dieser Trias von Akteuren, Identitäten und Relationen aus unterschiedlichen Perspektiven. Gesa Lindemann schlägt eine relationistische Forschungsperspektive vor und fragt, wie in relational strukturierten Kommunikationsprozessen festgelegt wird, welche Entitäten überhaupt als operativ relevante Einheiten anzuerkennen sind und wie sich diese je spezifischen Identitäten entwickeln. Wenn die Grenzen der Sozialwelt derart kontingent gesetzt werden, bedarf es eines triadisch strukturierten Kommunikationsbegriffs. Nur mit Hilfe eines solchen konzeptuellen Rahmens können aus einer soziologischen Beobachterperspektive die entscheidenden Grenzziehungsprozesse rekonstruiert werden. Die im triadischen Kommunikationsbegriff angelegte Struktur sozialer Reflexivität wird anhand von vier Sinndimensionen (zeitlich, sachlich, sozial, räumlich) in ihrer Bedeutung für die Analyse sozialer Ordnung expliziert.

Der Beitrag von Rainer Schützeichel nimmt das Verhältnis von Netzwerken und Prozessen in den Blick. Werden Netzwerke meist als synchrone Relationen von „ties“ konzipiert, so Prozesse als diachrone Phänomene, die in der Form von „stories“ repräsentiert werden. In jüngerer Zeit verbindet die relationale Soziologie – vor allem bei White und Tilly – „ties“ und „stories“ miteinander. Der Aufsatz analysiert diese Ansätze und diagnostiziert eine Problemstelle in Gestalt einer fehlenden zeittheoretischen Fundierung. Schützeichel schlägt vor, dieses Problem zu lösen, indem Netzwerke aus rekursiv vernetzten Handlungen zusammengesetzt gedacht werden. Dabei geht es aber weniger um die Intentionen der Beteiligten (wie in der Handlungstheorie nach Weber), sondern im Sinne des frühen Handlungsbegriffs von Luhmann um die Frage, was aus einer Handlung in der Folge in weiteren Handlungen gemacht wird. Schützeichel zufolge ermöglicht eine solche Konzeption eine Analyse von historischen Prozessen der Netzwerkbildung und -veränderung.

Einen ähnlichen Weg der Konzeption von Netzwerken als aufgebaut aus rekursiv vernetzten Mikro-Ereignissen verfolgt Jan A. Fuhse, allerdings auf der Grundlage der Luhmann'schen Kommunikationstheorie. Sein Beitrag nimmt Rollen und Institutionen in ihrer Wirkung als symbolische Ordnungsleistungen für solche Kommunikationsnetzwerke in den Blick. Rollen erscheinen dabei als lokale Ordnungsmuster von Netzwerken, die teilweise auf kulturelle Formvorschriften für Sozialbeziehungen oder Rollenmuster zurückgreifen. Diese konzipiert Fuhse als „relationale Institutionen“. Dazu gehören auch kulturelle Modelle dafür, wann etwas als „Akteur“ im Sozialen behandelt wird.

Ob also Individuen, soziale Bewegungen, Organisationen und Staaten oder auch Tiere und Gegenstände als Knotenpunkte von sozialen Netzwerken fungieren können, wäre damit Resultat von kulturell unterschiedlichen Zurechnungsmodellen und deren konkreter Anwendung im Kommunikationsnetzwerk.

Der Aussage, dass relationale bzw. relationistische Ansätze als Alternative zur Handlungstheorie zu begreifen seien, widerspricht Jens Greve in seinem Beitrag. Relationismus und ein reduktiver Individualismus stehen ihm zufolge nicht notwendig in einem Widerspruch zueinander. Reduktionistische Ansätze gehen davon aus, dass allein Individuen als Träger kollektiver Intentionalität fungieren können, wohingegen nicht-reduktionistische Ansätze entweder von Kollektivsubjekten oder von der Vernetzung individueller Bezugnahmen ausgehen. Letzteres steht aber nur dann im Gegensatz zum Reduktionismus, wenn man davon ausgeht, dass die Vernetzung nicht allein von den individuellen Beitragsintentionen abhängt, sondern von der Relationiertheit als solcher. Unter Rückgriff auf die entwicklungspsychologischen Forschungen von Michael Tomasello konzipiert Greve kollektive Intentionalität als Konjunktion komplexer individueller Orientierungen.

An den Schwerpunkt schließt ein Beitrag an, dessen Gegenstand ebenfalls relational konstituiert ist, weil er ein praktisches und rechtliches Verhältnis von und zwischen Personen und anderen Rechtsträgern zu bzw. gegenüber einer Sache oder Leistung definiert: Eigentum. Bernhard Gill, Barbara Brandl, Stefan Böschen und Michael Schneider widmen sich in ihrem Beitrag, Stefan Böschen und der aus einem Forschungsprojekt zur „Governance Geistigen Eigentums“ hervorgegangen ist, einer Form des Eigentums an spezifischen Gütern und Leistungen, das besondere praktisch-politische Regulierungsprobleme aufwirft: das geistige Eigentum bzw. das Eigentum an Wissensgütern. Unter ihnen gibt es immer mehr Hochtechnologiegüter, deren Qualität und Nutzwert für Nichtexperten im Voraus schwer oder gar nicht mehr zu beurteilen sind. Zu diesen Gütern gehören z. B. Medikamente und gentechnisch veränderte Pflanzen – oder ausgeklügelte exotische Finanzprodukte. Vor diesem Hintergrund entwickeln die Autoren ihr Konzept der Autorisierung. Autorisierung dient bei komplexen Vertrauensgütern, die das kumulative Werk vieler Wissensarbeiter sind, der Sicherung der Zuschreibung von Verantwortung für die Einhaltung von Qualitätsstandards für intangible Eigenschaften. Dies gilt verstärkt für Wissensgüter, denen ein nicht unerhebliches oder schwer kalkulierbares Risikopotenzial zukommt oder unterstellt wird, das aus ihren Eigenschaften selbst oder einem unsachgemäßen Gebrauch erwächst. Der Umgang mit solchen Gütern ist deshalb politisch hoch umkämpft, nicht zuletzt weil er zugleich ein Kampf um exklusive oder inklusive Verwertungs- und Nutzungsregime ist. Die Autoren veranschaulichen diese Gemengelage durch eine vergleichende Fallanalyse der Autorisierungsregime von Saatgutmärkten in Nordamerika, Indien und Europa, die sich seit der Einführung von gentechnisch veränderten Pflanzen und transgenem Saatgut in einem tiefgreifenden Umbruch befinden. Der Umgang mit Wissensgütern aus dem Bereich der Hoch- und Biotechnologien stellt sich weit vertrackter und folgenreicher dar als die Regelung von Eigentums- und Zugangsrechten im Kulturbereich. Diese Regulierungsprobleme potenzieren sich in modernen Wissensgesellschaften, weil durch neue Technologien und ihre Ausbreitung immer wieder neue Autorisierungsregime geschaffen werden müssen und bestehende unterwandert werden.

Das Heft beschließt ein Bericht von Stephan Paetz zur Tagung „The Marketization of Society: Economizing the Non-Economic“ der DGS-Sektionen Soziologische Theorie und Wirtschaftssoziologie.